



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Indiscretionen : aus dem Nachlass eines verstorbenen Publicisten I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pariser Indiscretionen.

Aus dem Nachlaß eines verstorbenen Publicisten.

I.

Die Kunst, die sogenannte „öffentliche Meinung“ zu fabriciren, zu lenken und zu beeinflussen, stand von Anfang an, bei einem Regimente, wie dem kaiserlich französischen, das zu keiner Zeit der dramatischen Effecte und der theatralischen Inszenesetzung zu entbehren vermochte, in höchstem Ansehen. Dem Inlande, wie dem Auslande durch diese künstliche „opinion publique“ Sand in die Augen zu streuen, galt daher für einen der wichtigsten Regierungszwecke.

Hiersür ward natürlich die Presse als der vorzüglichste Hebel benutzt und zwar mit solchem Geschick, daß nur die solidesten Gewissen — und deren Zahl war nicht Legion — der Verderbniß sich fern zu halten wußten, welche seit dem Staatsstreich innerhalb der gens der Presse Krebsartig um sich gefressen.

Die Tage, in denen der nachmalige liberale Deputirte, Latour de Moulins, gewissermaßen als Menschenfresser die Preßdirection im Ministerium des Innern leitete, sind schon mehrfach geschildert worden — aber es bleibt auch hier ein Zeichen der Zeit, daß dieser rothe Imperialist erst liberal wurde, nachdem er mit Morny ein Geschäft abgeschlossen, dessen reich dotirte, ältlich gewordene Maitresse geheirathet und gleichzeitig aus dem Staatsdienste ausgeschieden war. Einmal reich geworden, — vergab man ihm in Paris schnell die Art und Weise, wie er zu Geld und Unabhängigkeit gekommen und seine leckeren Diners hatten Macht genug, ihm unter der Partei der „ehrlichen Leute“, wie sie sich nannten, dem linken Centrum des gesetzgebenden Körpers, eine kleine Phalanx heranzuziehen, welche immer bereit war, den im Grunde unbedeutenden, aber höchst ehrgeizigen Expreßleiter für ein fein bereitetes Einsengericht nebst obligatem Château D'quem ein Ministerportefeuille einzuhandeln.

Die Mysterien der Pariser Preßleitung dürften schwerlich jemals vollständig ans Licht kommen. Fern sei auch von mir die Absicht, eine pragmatische Uebersicht über ihre Führung und deren Verzweigungen zu geben. Es genügen für meinen Zweck gewisse Schattenrisse und Einzelheiten, welche dem Leser, der zu lesen versteht, den Schlüssel zu manchen Vorgängen bieten, deren hieroglyphische Existenz anders nicht leicht zu verstehen sein mag.

Die Preßgesetzgebung der ersten Periode des zweiten Empire ist genugsam bekannt; aber auch später, als anscheinend die Zügel der Presse am

lofesten in der Hand der Gewalthaber lagen, genügte das Erscheinen eines geheimnißvollen Mannes im schwarzen Frack und weißer Binde, um auch die widerspänstigsten Redactionen gefügig zu machen und in jener Linie zu halten, welche dem jeweiligen Minister am angemessensten schien. Nicht, als ob jene Linie stets klar und offen zu erkennen gewesen wäre. Es läßt sich kaum etwas Humorreicheres denken, als beispielsweise die Beklemmungen eines pariser Officiösen, wenn der schwarze Mann Rouher's andere Instructionen aus dem Staatsministerium brachte, als derjenige des Ministeriums des Innern; wenn die Parole, welche das auswärtige Amt erteilte, von dem mot d'ordre der beiden Vorgenannten abwich und gleichzeitig von Herrn Conti eine vierte Version aus dem Cabinet des Kaisers einlief, welche den anderen gemeinschaftlich widersprach und die diversen ministeriellen Einflüsterungen einfach über den Haufen warf.

Genügte der Mann im schwarzen Gesellschaftsanzuge, um in Paris gewisse Phänomene hervorzubringen, so war doch die Presseleitung, soweit sie sich auf die Provinz erstreckte, eine viel complicirtere Sache. Freilich hatte man die Agentur Havas-Bullier zur Verfügung, welche stets das lobenswerthe Bestreben gehabt, niemals Insertionsgebühren von denen zurückzuweisen, welche ihre publicistischen Spalten eben brauchen konnten — aber Havas-Bullier, namentlich mit ihrer Pariser Correspondenz, standen doch zu sehr im Geruche der höheren Regierungsfreundlichkeit, als daß sie nicht zur Beeinflussung besonders jener Provinzorgane unzureichend gewesen, welche sich unabhängig dünkten, weil sie von radicalen Pariser Comitès ihren Bedarf an Leitartikeln bezogen.

Da gerade stellte sich zur rechten Zeit Herr Florian Pharaon ein ein speculativer Araber, der, obwohl er kaum französisch zu schreiben im Stande war, es dennoch zur Stelle eines Historiographen für die letzte Kaiserreise in die Nordprovinzen gebracht hatte, und der für soviel Aufopferung mit dem längst heiß ersehnten Bändchen der Ehrenlegion belohnt worden war. Herr Florian also trat vor das Ministerium des Innern und hielt ihm etwa folgende Rede: „Sie wissen, ich bin unabhängig; wenigstens hält man mich meist noch dafür. Ich bin Stammgast im Café Madrid und daher in stetem Verkehr mit den têtes chaudes der Opposition. Letztere brauchen nicht selten Geld und es gelang mir, sie an mich zu fesseln, indem ich sie in meine literarischen Dienste nahm. Wir gründeten eine polygraphirte Correspondenz für die Provinz. Ich gab das Geld — die Anderen ihr Talent und ihre Parteiverbindungen. Ich bin Eigenthümer — jene meine Arbeiter. So verfüge ich über 70 und einige Journale, d. h. ich mache die öffentliche Meinung in der Provinz. Sie wissen, was das sagen will! Unterstützen Sie mich mit Nachrichten und sonstigen Werthpapieren — so haben Sie es stets in der

Hand durch meine Correspondenz nicht nur die Mehrzahl der unabhängigen Provinzblätter, sondern selbst jener großen Organe der Departements-Demokratie zu beeinflussen, und officiöses Gift in ihre Spalten durchsickern zu machen, die, wie der *Phare de la Loire* in Nantes, die *Gironde* in Bordeaux und der *Progrès* von Lyon sonst jeglicher Einblasung von Ihnen aus unzugänglich bleiben würden. Ueberlegen Sie wohl, daß ich ein gefährlicher Gegner sein kann, daß ich aber ein höchst beachtenswerther Verbündeter sein muß! Und, da jene Blätter Pariser Correspondenzen auf alle Fälle beziehen, dürfte es Ihnen, Herr Minister, einleuchten, daß es vortheilhafter ist, wenn sie die meinen, mit appretirtem, selbst beeinflusstem Oppositionsgift abdrucken, als wenn sie sich an die echte, rechte Quelle wenden, mit welcher von diesem Hause aus an keine Verständigung zu denken ist. *Dixi.*"

Im Ministerium des Innern überlegte man Alles das wohl, und bald wurde man handelseins; besonders nachdem man erfahren, daß einer der Hauptmitarbeiter des wenig unschuldigen Florian eben jener Ulric de Fonvielle war, der eben begonnen hatte, mit seinen Brüdern Arthur und Wilfried das schönste roth-republikanische Trifolium zu bilden, das man sich denken kann.

Während man in dieser Weise versuchte, durch chronische Einspritzungen das gährende Drachengift der Provinzopposition in die Milch der frommen Regierungs-Denkart überzuführen (ein Verfahren notabene, welches noch erst im Mai d. Jahres beim Plebisit seine guten Früchte trug), verschmähte man auch nicht, in Paris gewisse Geschäfte abzuschließen, die ich nicht besser als mit dem Börsenworte: „*Kauf auf Zeit*“ bezeichnen kann.

Es widerstrebt nämlich den *Tirailleur*-Gewohnheiten gewisser Blätter, Tag für Tag für dieselbe Ueberzeugung einzustehen, und wenn sich der *Gaulois* beispielsweise darauf einließ, ein von ihm angenommenes und schon theilweise abgedrucktes Manuscript mitten in der Veröffentlichung abzubringen — wie dies mit Maurice Joly's „*Neuen Zwiegesprächen Montesquieu's und Machiavell's in der Hölle*“ der Fall war — so gab es andere Organe, wie der *Figaro*, der sich, nachdem er die Sache des Legitimus, und darauf die Fusion, und darauf die Orleans vertreten, auch gelegentlich herbeiliess, wenn es gerade Wahlen oder ein Plebisit gab, sich auf vier Wochen einzig der Sache des Kaisertums und der napoleonischen Dynastie hinzugeben. Herr von Wilmesfant, der Eigenthümer dieses Blattes, verstand diese Quadratur des Kreises, nacheinander und gleichzeitig mit allen Parteien es zu halten, in so hohem Grade, daß er während all' dieser Wandlungen sogar einen echten, unverfälschten Republikaner, der bei den Heiligen des *Café Madrid* im besten Geruch stand, stets in seinem Solde und bei seinem Organe behielt, so zwar, daß, als Alphonse Duchesne starb, und fünf unversorgte Kinder hinterließ, der legitimistisch-orleanistisch-gutkaisertlich gesinnte Herausgeber des *Figaro* sogar

mit leichter Mühe sämtliche republikanischen „frères et amis“ des Verstorbenen beschämte und in fürstlichster Weise, wie sie eben nur einem so fanatischen Fürstendiener möglich sein konnte, für die Hinterbliebenen Sorge trug. Die republikanischen Catone, die sonst nicht genug Steine finden konnten, um sie auf den *coûte qui coûte* monarchisch Gesinnter zu werfen, standen in diesem Wettstreit edler Seelen schier freiwillig zurück und die Partei und Freundschaft hörten auch bei ihnen bei und mit dem Portemonnaie auf.

Aber seine Verträglichkeit mit der Regierung hinderte den braven Mann und Anhänger des monarchischen Princips in keiner Weise, auch gelegentlich, wenn ihm etwas nicht nach Wunsch ging, dem Ministerium des Innern in seiner Plänklerweise den Krieg zu machen. So eben erst hatte er noch in Sachen des Plebiszits *contra sociale* Republik mit dem Feuereifer eines Accordarbeiters plaidirt, als er eines Tages, beladen mit dem Fluch und den Verleumdungen der ganzen demokratischen Presse, auf dem Ministerium des Innern erschien, das damals Herr Chevandier de Baldrôme innehatte. Letzterer mochte vielleicht den eingegangenen Verpflichtungen bereits pünktlich nachgekommen sein, jedenfalls stellte er sich sehr unwirsch, als Wilmessant, gleichsam als Zugabe, noch die Anstellung eines seiner Klienten — und Jedermann in Paris hat mindestens einen Klienten zu empfehlen und vorwärts zu bringen — im Staatsdienste verlangte. Herr Chevandier wies den Antragsteller kurz ab.

„Aber wir haben Ihnen doch Dienste geleistet und verdienten Berücksichtigung.“ bat Wilmessant.

„Nag sein,“ entgegnete der Minister, „aber die Rechnung und unsere Bücher sind abgeschlossen.“

„Gehören wir denn nicht zur „guten Presse?““ schaltete Figaro ein.“

„Ach! alle Journale sind für uns gleich schlecht,“ meinte abbrechend Herr Chevandier de Baldrôme, den der Figaro bald darauf nur noch als Herrn „Chevaldrôme“ bezeichnete, ein Nadelstich, der den Betreffenden geradezu nervös machte durch seine tägliche Wiederholung.

„Nun denn, Excellenz,“ sagte Figaro, sich verabschiedend, „ich will Ihnen den Unterschied zwischen der guten und schlechten Presse klar machen und Sie sollen sehen, was Sie an uns verlieren.“

Sprachs und verschwand. Auf seiner prachtvollen Villa in Enghien angelangt, berief er sofort den Generalstab seiner Redaction zu sich und verabredete mit diesem seinen famosen Plan des „Figaro republican“, der, als er am andern Tage erschien, ganz Paris in seltsamster Weise dupirte.

Wilmessant erfand die Fiction, er habe das Blatt mit seinen 60,000 Abonnenten einer republikanischen Gesellschaft, bestehend aus den 1,500,000 beim Plebiszits mit Nein votirenden, für den Betrag von 1½ Millionen Franken verkauft, der durch eine Subscription der Gesinnungsgegnossen à einen

Franken aufgebracht worden sei. Albert Wolff debütierte im Figaro republican mit einem Premier-Paris, der den Styl und den Witz Rochefort's täuschend nachahmte. Albert Millars parodirte die Antithesen Victor Hugo's in einem fulminanten Gedichte gegen „les Vendus de la Presse“, Jules Richard travestirte Felix Pyat und seine Metaphern . . . kurz das gesammte Blatt war das rotheste, was jemals von patentirten Radicalem niedergeschrieben und gedruckt worden war, und die republikanischen Zeitungen, wie Kappel, Reform, Reveil, Marseillaise u. s. w. barsten vor Neid, als sie ihre Manier so trefflich nachgeahmt und das Kunststück, dessen Mechanismus sie allein zu kennen wähnten, von republikanischen Eintags-Dilettanten so ohne Weiteres executirt sahen.

Auf dem Ministerium des Innern aber traute man seinen Augen kaum und im ersten Moment des Schreckens, ehe man noch die Eulenspiegelei bemerkt, sandte man Boten über Boten an Herrn de Bismessant mit dem dringenden Auftrage, ihn zu ersuchen, um jeden Preis den Verkauf rückgängig zu machen. Figaro, mit dem Erfolge auch sonst zufrieden (die betreffende Nummer war in mehr als 200,000 Exemplaren verkauft worden!), begnügte sich, bei Chevandier anzufragen, ob ihm jetzt der Unterschied zwischen guter und schlechter Presse (im Regierungssinne natürlich) klar geworden sei, und als Antwort erfolgte umgehend das Anstellungsdecret, welches Bismessant für seinen Schutzbefohlenen vorher so vergeblich nachgesucht hatte.

Dergleichen Geniestreiche stehen übrigens beim Publicum der Pariser Boulevards in nicht geringen Ansehen, und einer der eilftausend Märtyrer der republikanischen Partei, der jüngste unter ihnen, der kaum erst noch heilig gesprochen worden, Victor Noir, verdankte lediglich solchen Dingen das Bischen Popularität, dessen er genoß. Der Mann ist todt und hier vielleicht nicht der Platz, den Humbug in seiner ganzen Nacktheit zu enthüllen, den die Führer der antikaiserlichen Intrigue mit der Todesart dieses dicken, guten, heftigen und leichtsinnigen Witzboldes getrieben, der, weit entfernt ein Politiker zu sein, nur eine kindische Freude daran hatte, wenn er den Regierenden einen Schabernack spielen und gleichzeitig dabei . . . einige Franken verdienen konnte. Letzteres war nicht selten die Hauptsache, denn wenn Victor, dem die französische Orthographie von jeher mit ihren Winkelzügen ein Greuel gewesen, auch bereit war, für seine Partei sein Leben zu lassen, so zog er es doch bei weitem vor, wenn ihn die Letztere bei Bignon und Brébant, d. h. in guten Restaurants, leben ließ.

Wie Victor Noir, der im Grunde nichts war, als ein kleiner Theater-Scandal-Reporter des Figaro, unter die Republikaner gekommen, ist nie recht aufgeklärt worden. Genug, daß in der letzten Periode des Kaiserreichs journalistisch zum guten Ton gehörte, als Oppositionsmann aufzutreten.

Damit hatte man seine freien Entrées in die liberalen Blätter und die mächtige Camaraderie der Partei war im Stande, auch den unbedeutendsten Schreiber mit dem Nimbus eines verfolgten Aristides zu umkleiden. Allerdings waren hierzu mindestens 8 Tage St. Pelagie, unerlässliche Vorbedingung, jenes Journalistengefängniß, dessen Thore gerade in damaliger Zeit am gastfreundlichsten und am hilfreichsten für die *diu minorum gentium* der Republik geöffnet waren.

Um zu leben, war Victor Noir, seitdem er dem Figaro Valet gegeben, auf seine reiche Phantastie angewiesen, die ihn auch nirgend im Stich ließ. Er hatte eine Specialität, diejenige, für seine literarischen Unternehmungen anziehende Titel zu finden. Die Laterne Rochefort's war eben verboten worden und in ihrem Gefolge hatten sich hunderte von Broschüren auf dem Büchermarkt breit gemacht, die gewöhnlich Samstags publicirt wurden, um am Sonntag schon wieder vergessen zu sein. Jedenfalls erwartete der Boulevardier mit einer gewissen sensationsbegierigen Sehnsucht das jedesmalige Wochenende, denn man war gewöhnt, am Samstag irgend etwas Neues und Pikantes in den Zeitungskiosks zu finden. Diese Neugierde des Publikums erklärte Victor Noir alsbald für seine Domain, in deren Ausbeutung er sich unermüdet zeigte.

Er debutirte eines schönen Samstags mit dem *Pilori* (Schandpfahl), einem kleinen Quartblättchen, das er als Wochenblatt herausgab und des besseren Eindrucks halber mit rothen Lettern drucken ließ. Der Inhalt war natürlich nicht fünf Centimes, geschweige denn jene fünfzig Centimes werth, mit denen der schlaue Speculant seine Prosa sich bezahlen ließ. Vom *Pilori* erschienen drei Nummern; das Publicum wurde es müde so genasführt zu werden und am nächsten Samstag erblickte la Gazette javanaise das Licht der Welt. Auf dem Boulevard war eine Art Kauderwälsch fünf Minuten lang Mode gewesen, die darin bestand, beim Sprechen, zwischen jede Sylbe eines Wortes, das Wörtchen „java“ einzuschieben, etwa wie in Deutschland die Kinder in der Klippschule sich die B-b-Sprache zurechtlegen und glauben, Wunder gethan zu haben, wenn sie sich im Respirium zuflüsteren: „Deber Lehberber ibist heubert fehber böbesebe“. Aehnlicher blödsinniger Sprachformation verdankte die Java-Sprache ihre Existenz und das „tout-Paris“ des Boulevards war hoch erfreut, diese nichtsnutzige Kinderei durch die Gazette javanaise, die auf nllsarbigem, grünbraunem Papier gedruckt war, zu 24stündiger Unsterblichkeit verholfen zu sehen. Victor Noir verkaufte eine ziemliche Anzahl der beiden Nummern, welche von diesem Nachwerk erschienen waren und konnte vom Gewinn mindestens 4 Wochen lang herrlich und in Freuden leben.

Nun aber galt es einen großen Schlag zu thun. Den blasirten Journalhäusern mußte etwas ganz Neues geboten werden. Am Montag brachte also der Figaro die geheimnißvolle Notiz, daß ein neues Unternehmen in

Vorbereitung sei, welches hochwichtige Enthüllungen bringen werde. Am Dienstag meldete der Gaulois, daß die Notiz vom gestrigen Tage zwar ihre Wichtigkeit habe, daß es aber dem Herausgeber nicht möglich gewesen sei in Frankreich einen Drucker zu finden, der Satz und Druck dieses wichtigen Blattes übernehmen wolle. Nun mußte am Mittwoch der Figaro wieder zu sagen, daß das Blatt doch erscheinen werde, weil der Autor dasselbe in Brüssel, im freien Belgien, drucken zu lassen beabsichtige; worauf der Gaulois am Donnerstag berichtete, man habe Frankreich verleumdet, es sei doch ein muthvoller Typograph in Paris gefunden worden, der seine Pressen in den Dienst der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit stelle, und am Freitag endlich meldeten beide Organe des Boulevard, daß morgen endlich das vielbesprochene Blatt, la Gazette secrète, vorsichtshalber allerdings verklebt und verstegelt, erscheinen werde.

Einer so wissenschaftlich und mysteriös combinirten Reclame widersteht kein Pariser, und das geistreichste Volk der Erde übersah ganz, daß ein Geheimniß in rosa Glanzpapier, das Jeder um einen Franken erstehen konnte, es eben keineswegs mehr war. Aber Noir hatte doch richtig gerechnet. Ueber 50,000 Exemplare dieser Zeitung waren im Handumdrehen verkauft worden, und da sich der Autor bei der Redaction in keine großen Kosten, weder an Geld noch an Zeit, gestürzt, so hatte er alle Ursache, mit der Aufnahme zufrieden zu sein, welche sein schlechter Witz in Paris gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt)

Goethe und das Elfaß.

I.

Vor hundert Jahren, am 2. April des Jahres 1770 fuhr auf der bequemen Diligence Joh. Wolfgang Goethe, als stattlicher Jüngling im Alter von zwanzig Jahren, nach Straßburg hinein, um seine in Leipzig durch Krankheit unterbrochenen juristischen Studien zu beendigen.

Er hatte Straßburg vor andern Akademien den Vorzug gegeben, weil er hoffte, hier die französische Sprache, die er von Jugend auf liebte, und die ihm in einem bewegten Leben ohne Grammatik und Unterricht durch Umgang und Uebung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden war, noch leichter und gewandter gebrauchen zu lernen. Denn Straßburg war seit beinahe einem Jahrhundert eine französische Stadt.

Er bezog eine Wohnung auf der Sommerseite des Fischmarktes Nr. 80